

KATHERINE CENTER | Eine Schwester zum Glück

### *Das Buch*

Die erfolgreiche junge New Yorkerin Sarah Harper steckt in einer tiefen Krise. Mitten in der Arbeit an einer großen, frechen Reklame-Kampagne für den neuesten BH kommen ihr Zweifel an ihrem Tun, sie hinterfragt die Welt der Werbung und deren schädlichen Einfluss – und verliert schließlich kurzerhand ihren Job. Noch dazu trifft sie im Flieger auf dem Heimweg nach Houston ihre Highschool-Liebe Everett Thompson wieder, dem sie damals das Herz gebrochen hatte. Mittlerweile hat sich Everett zu einem Traummann gemausert: Anwalt, selbstbewusst, unglaublich attraktiv. Sarah verbringt einige Tage bei ihrer Schwester Mackie, die glücklich mit dem Briten Clive verheiratet ist, aber sehr darunter leidet, dass sie noch keine Kinder bekommen hat. Die beiden Schwestern haben ein sehr enges Verhältnis, und Sarah beschließt, ihrer Schwester auf ganz ungewöhnliche Art zu helfen. Dafür wird sie vorerst in Houston bleiben. Noch ahnt keiner der Beteiligten, auf was sie sich da einlassen. Den Schwestern steht eine turbulente Zeit miteinander bevor, und auch Everett geht Sarah nicht mehr aus dem Sinn.

### *Die Autorin*

Katherine Center wuchs in Houston, Texas, als mittlere von drei Schwestern auf. Sie begann bereits als Schülerin zu schreiben, studierte Englisch am Vassar College und Creative Writing an der Universität von Houston. Später arbeitete sie als Lehrerin und Buchhändlerin, bevor sie sich ganz dem Schreiben zuwandte. Nach »Das Mütterkomplott« ist »Eine Schwester zum Glück« ihr zweiter Roman im Diana Verlag. Katherine Center lebt mit ihrer Familie in Houston.

KATHERINE CENTER

# Eine Schwester zum Glück

Roman

Aus dem Amerikanischen von  
Ute Brammertz

**Diana** Verlag

Die Originalausgabe erschien 2010 unter dem Titel *Get Lucky*  
bei Ballantine, einem Imprint der Random House Publishing Group,  
Random House, Inc., New York



Verlagsgruppe Random House FSC®N001967  
Das für dieses Buch verwendete  
FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*  
liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Deutsche Erstausgabe 06/2013  
Copyright © 2010 der Originalausgabe  
by Katherine Pannill Center  
Copyright © 2013 der deutschsprachigen Ausgabe  
by Diana Verlag, München,  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH  
Redaktion | Mercedes Rehm  
Umschlaggestaltung | t.mutzenbach design, München,  
unter Verwendung eines Motivs von © shutterstock  
Satz | Leingärtner, Nabburg  
Druck und Bindung | GGP Media GmbH, Pößneck  
Alle Rechte vorbehalten  
Printed in Germany  
978-3-453-35745-7

[www.diana-verlag.de](http://www.diana-verlag.de)

*Für meine wunderbaren Schwestern:  
Elizabeth Ann Pannill  
und Shelley Pannill Stein.  
Ich weiß nicht, wer ich ohne euch wäre.*



# 1

Man hat mich gefeuert. Weil ich jedem einzelnen Mitarbeiter in unserer Firma eine Website mit Hunderten Bildern von weiblichen Brüsten gemailt habe. Sogar dem CEO und Aufsichtsratsvorsitzenden. Und den Praktikanten.

Vielleicht wollte ich meinen Job insgeheim gar nicht mehr. Manchmal sind die durchgeknallten Dinge, die ich tue, nämlich im Grunde ganz vernünftig. Und manchmal sind sie natürlich einfach nur durchgeknallt.

Ich wusste, dass die Firma gerade einen Prozess wegen sexueller Belästigung verloren hatte, der in den Medien bis ins Kleinste ausgeschlachtet worden war und bei dem es um eine Menge Geld ging. Es war klar, dass sie einem fortan absolut nichts mehr durchgehen lassen würden. Ich wusste, dass irgendwer in der Befehlskette darauf aus war, ein Exempel zu statuieren. Doch nichts von alledem kam mir in dem Moment in den Sinn. Und noch etwas vergaß ich in dem Augenblick: Ich hatte eben eine absolut einmalige Werbekampagne abgeliefert und stand nun endlich kurz vor einer Beförderung.

Zu meiner Verteidigung sei angeführt, dass es nicht so war, als hätten diese Leute noch nie eine weibliche Brust gesehen. Tatsächlich hatte es in unserer Agentur seit Monaten nur so davon gewimmelt. Wir hatten gerade eine landesweite Kampagne für einen großen BH-Hersteller abgeschlossen, und ich war dabei die Kreativdirektorin. Das gesamte Konzept war von mir – Anzeigen, die Frauen dazu aufforderten, alle möglichen verrückten Dinge mit ihrer Brust zu tun, während sie einen dieser BHs trugen.

*Zum Eintauchen* stand in einer Anzeige, während sich unser Push-up-tragendes Model über ein Schwimmbcken beugte und ihre Brüste ins Wasser hängte. *Zum Abschlecken* stand in einer anderen, während das Model sich ihren Busen mithilfe von zwei riesigen Eistüten zum Kinn hochschob. *Zum Durchstarten* verlangte eine dritte, während sie den Oberkörper gen Himmel krümmte. Und so ging es weiter: *Zum Vernaschen, Zum Verputzen, Zum Abwaschen, Zum Abtanzen, Zum Aufreißen, Zum Anknabbern, Zum Anbeten, Zum Abheben*. Ich hatte unzählige Stunden mit diesen Titten verbracht – Wochenenden, Abende – und mir den Hintern aufgerissen, um sie zum berühmtesten Dekolleté von ganz Amerika zu machen. Was sie bis Januar auch geworden waren. Keine schlechte Leistung.

Das Model für die Kampagne war neunzehn Jahre alt, zutiefst magersüchtig und hatte die gewaltigste Brustvergrößerung, die man sich nur vorstellen kann. Ich wusste noch nicht einmal, wie die junge Frau hieß. Wir nannten sie nur »die Tittenmaus«. Sie war ein mürrischer Teenager und verbrachte die Zeit zwischen den Aufnahmen damit, Ohrhörer zu tragen und Lattes zu trinken und dann Leute

um Kaugummi zu bitten. Sie war ein hübsches Mädchen, obwohl man die Sommersprossen, die krumme Nase und den schielenden Blick hätte wegretuschieren müssen. Wenn wir ihr Gesicht überhaupt abgebildet hätten. Letzten Endes zoomten wir so dicht heran, dass es auf den Aufnahmen gar nicht mit drauf war. Wenn es sich um BHs drehte, wer brauchte da schon ein Gesicht?

So dachte ich früher wirklich. Ich übertreibe kein bisschen.

Wenn ich jetzt krass klinge, liegt das daran, dass ich es gewesen bin. Wenn ich unsympathisch klinge, dann trifft das wahrscheinlich auch zu. Zu dem Zeitpunkt in meinem Leben, nach sechs Jahren in der Werbebranche, war ich ein Mensch, dem das Dasein eine gehörige Tracht Prügel schuldete.

Und keine Sorge. Ich stand kurz davor, sie zu kriegen.

Ich war stolz auf die Anzeigen. Sie waren knallbunt, auffällig, frech und charmant. Alle waren ganz verzückt, und ich stolzierte wie eine Diva durchs Büro. Die Titten-Diva. Das war ich.

Doch irgendetwas stimmte nicht. Die Titten-Diva zu sein, war nicht so toll, wie ich es mir vorgestellt hatte. Man hatte mich in der Arbeit so lange nicht zu schätzen gewusst, dass es sich falsch anfühlte, als mir die Wertschätzung endlich zuteilwurde. Vielleicht hatte ich zu viel erwartet. Jahrelang hatte ich mir nun eingeredet, meine Kollegen seien Idioten. Vielleicht hatten meine ganzen Motivations-Selbstgespräche schließlich doch gefruchtet. Oder Bestätigung von außen ist immer ein wenig enttäuschend.

Die Bücher, die ich las, waren auch keine Hilfe. Ich hatte einen ganzen Stapel neben meinem Bett, der erläuterte, wie die Werbung uns alle unglücklich machte. Warum kaufte ich sie dann ständig? Das ist wie die Frage mit der Henne und dem Ei. Konnte ich meine Arbeit nicht leiden, weil ich die Bücher las? Oder las ich die Bücher, weil ich meine Arbeit nicht leiden konnte? So oder so konnte ich nicht verdrängen, was in ihnen geschrieben stand: Wir lebten in einem Wirtschaftssystem, das darauf beruhte, dass man Zeug kaufte. Also musste es dafür sorgen, dass wir unzufrieden und unglücklich waren. Wir sollten uns darauf konzentrieren, was wir nicht hatten, und nicht darauf, was wir hatten. Und es musste uns davon überzeugen, dass sich Dinge wie Glück, Friede und Schönheit kaufen ließen.

Nicht gerade der beste Bürotratsch.

Später stellte ich mir die Frage, ob die Werbebranche im Allgemeinen die ganze Welt über den Tisch zog oder ob bloß meine Firma mich über den Tisch zog. Ich bekam gewiss nicht genug Geld. Oder Anerkennung. Oder Wertschätzung. Doch solche Fragen bildeten sich über einen langen Zeitraum heraus. Zuerst einmal brauchte ich eine Kleinigkeit, die wir einen Nervenzusammenbruch nennen könnten. Oder eine Erleuchtung. An beidem hatte ich keinerlei Interesse.

Soweit ich mich erinnere, passierte Folgendes: Am Abend vor unserer großen Abschlusspräsentation schickte meine Schwester mir einen E-Mail-Link mit der Betreffzeile »Titten, Titten, Titten!«. Ich war wegen des nächsten Tages zu aufgekratzt, um ins Bett zu gehen, und klickte

darauf. Und da stieß ich auf eine riesengroße Bilddatei mit Brüsten von stinknormalen Frauen. Keine Gesichter, keine Körper, bloß Brüste. Brüste *au naturel*. Brüste in der freien Wildbahn. Brüste, ganz im Sinne von Mutter Natur.

Meine Schwester fand es einfach witzig. Ich dagegen reagierte anders: Zwanghaft scrollte ich immer weiter. Ich hatte in meinem Leben schon viele Brüste gesehen: im Fernsehen, in Filmen und auf den Titelseiten von Zeitschriften. Wer hätte das nicht? Aber ich hatte noch nie etwas wie diese echten Brüste hier zu Gesicht bekommen. Die Vielfalt war fesselnd. Hohe, tiefe, flache, volle. Dicht beieinander, mit Riesenabstand. Ungleich. Hängebusen. Schiefe Brustwarzen. Kleine. Sandsäcke. Quallen. Kakteen. Bananen, Dörrpflaumen und Gewürzgurken. Und hierbei handelte es sich um die Kategorie der Achtzehn- bis Zweiunddreißigjährigen. Dies waren Titten in der Blüte ihrer Jahre.

Unter jedem Foto stand eine Bildunterschrift der Brustbesitzerin. Und jede Unterschrift las sich ungefähr so: »Das sind meine Brüste. Sie hängen schrecklich (oder sind ungleich oder klein oder voller Dellen oder hässlich oder peinlich oder gurkenförmig). Ich wünschte, ich könnte was dagegen tun.« Die Kommentare reichten von heftigem Hass bis zu leichtem Abscheu, aber niemand, absolut niemand schrieb: »Hier sind meine Brüste. Sind sie nicht toll? Ich finde sie prima – halleluja!«

Ich war dazu auserkoren, am Morgen um neun ins Büro zu stöckeln und die BH-Kampagne vor allen wichtigen Mitarbeitern der Firma zu präsentieren. Doch anstatt

früh ins Bett zu gehen, wie ich ursprünglich geplant hatte, blieb ich bis drei Uhr morgens wach und klickte mich durch die Fotos. Etwas an der Echtheit der Brüste auf der Website unterstrich die Falschheit der Titten in unseren Anzeigen. Etwas an der Würde der echten Brüste ließ unsere marktschreierisch gehypten Ballons lächerlich erscheinen. Auf einmal wirkte die ganze Kampagne aufdringlich, laut, dumm und einfach nur unverschämt auf eine Art, die ich nicht ignorieren konnte. Wie war es möglich, dass ich mir darüber bisher noch nie Gedanken gemacht hatte? Himmel noch mal, wir standen kurz davor, jeden Bus in ganz Amerika mit dem Dekolleté einer Frau zu bepflanzen!

Ich dachte an all die normalen Frauen, die ihre BHs für die Kamera ausgezogen hatten. Ich dachte an ihren Mut, mit den eigenen Schönheitsfehlern vorzutreten, um anderen zu helfen, über ihre eigenen hinwegzukommen. Und auf einmal schämte ich mich, weil ich Teil des Problems war. Ich betrachtete die Website so lange, bis die Abbildungen und Worte in meinem Kopf zu einem Stimmengewirr unzufriedener und verzweifelter Frauen anschwellen, das ich nicht mehr zum Schweigen bringen konnte. Jedenfalls nicht bis vier Uhr morgens. Da klickte ich nämlich in der E-Mail meiner Schwester auf »Weiterleiten«, wählte den Firmenverteiler aus und ging auf »Senden«.

Ich lehnte mich zurück und nickte ein leichtes *Da-haben-wir-den-Salat*-Nicken.

In der darauffolgenden Stille wurde mir bewusst, was ich soeben getan hatte. Ich setzte mich kerzengerade auf, rang panisch nach Luft und suchte nach einer Möglich-

keit, das Versenden der E-Mail ungeschehen zu machen. Obwohl ich die ganze Zeit genau wusste, dass das nicht ging. So ist das mit E-Mails: Sie lassen sich nicht zurücknehmen.

Im Grunde schmiss ich mich selbst raus. Auch wenn der Kerl, der mich tatsächlich feuerte – diskret und mehrere Stunden nach unserer todsicheren Erfolgs-Präsentation –, ein Vizepräsident namens J. J. war, den alle »Kid Dy-no-mite« nannten. Obwohl er gar nicht die Wucht von Dynamit hatte, sondern bloß einer von vielen Werbetypen bei *Marston & Minx* war. Ein Typ, mit dem ich vor sechs Jahren in der Agentur angefangen hatte und der im Gegensatz zu mir befördert worden war aufgrund von Arbeit, die wir zusammen geleistet hatten. Ein Kerl, mit dem ich anfangs Sex hatte, bis er mich als Workaholic bezeichnete und Schluss machte. Jetzt war er mit einer Frau verheiratet, die pinkfarbene Bermudashorts trug, wenn sie ihm das Mittagessen in einem Picknickkorb ins Büro brachte. Aber ich war wohl noch weniger »dy-no-mite« als er, denn ich war mit niemandem verheiratet, keiner brachte mir je das Mittagessen vorbei, und jetzt war ich auch noch arbeitslos.

J. J. sagte: »Du bist dir doch bestimmt darüber im Klaren, dass diese E-Mail unpassend gewesen ist.«

»Tatsächlich?«

Er seufzte kurz. »Man hat ziemlich Anstoß daran genommen. Ja.«

Wir standen in dem mittlerweile leeren Sitzungszimmer, in dem unsere »Titten!«-Kampagne später sieben Leuten aus unserem Team Beförderungen einbringen sollte. Auf

allen Seiten waren wir von gewaltigen Vergrößerungen BH-bekleideter Brüste umgeben. Brüste, die größer als unsere Körper waren, in Vollfarbe. Ausschnittstaler so riesig wie ganze Sofagarnituren. Die »Zum Anstacheln«-Anzeige präsentierte mit Stacheldraht umwickelte Brüste. Bei »Zum Anbeißen« ruhten sie auf einem riesigen belegten Baguette. Und »Zum Aufpeitschen« zeigte eine Peitsche kurz vor dem Aufprall.

»J. J.«, sagte ich. »Sieh dich mal um.«

Er sah sich um.

»Was macht so was mit echten Frauen?«, frage ich.

»Echte Frauen?« Er neigte den Kopf. »Echte Frauen sind überbewertet.«

Dann schenkte er mir ein Lächeln, tätschelte mir die Schulter und sagte, der Fall sei erledigt. Es war Mittagszeit. Er hatte ein Meeting. »Trag's mit Fassung«, riet er mir auf dem Weg nach draußen. »Und wenn du dein eigenes Foto auf die Website hochladen solltest« – er öffnete die Tür mit einer Hand und legte mir die andere an den Rücken – »schick mir 'ne Mail.« Dann fügte er hinzu: »Den Wettbewerb würdest du auf jeden Fall gewinnen.«

»Es ist kein Wettbewerb«, sagte ich.

»Alles ist ein Wettbewerb«, erklärte er mir und ließ mich stehen.

Trotzdem ging ich mit meinem Team etwas trinken, um unseren Erfolg zu feiern. Ich war keine große Trinkerin, aber es schien einfach dazuzugehören. An dem Abend erzählte ich niemandem, dass man mich gefeuert hatte, und tat stattdessen die ganze Zeit so, selbst mir gegenüber, als

ob ich immer noch ihre Chefin wäre. Sie zogen mich mit der Website auf und meinten, der Sturm würde sich schon wieder legen, und ein kleines bisschen glaubte ich ihnen sogar.

Weil ich nicht allein sein wollte. Ich wollte nicht still und einsam und ohne Job zu meiner Wohnung zurücklaufen. Schon die Fahrt mit dem Aufzug nach unten war schlimm genug gewesen, als ich mit ansah, wie sich die Türen zu den letzten sechs Jahren meines Lebens schlossen. Ich wusste, wo ich gewesen war, aber ich hatte keine Ahnung, wo es jetzt hingehen sollte. Als der Aufzug sich abwärts in Bewegung setzte, hatte ich das mulmige Gefühl, als würde ich abstürzen. Und es ging ja auch im wahrsten Sinne des Wortes abwärts mit mir.

Ich habe einen Trick für die Momente, wenn sich das eigene Leben zu jäh verändert, als dass man damit umgehen könnte: einfach ignorieren. So lange ignorieren, wie es geht. Dafür entschied ich mich. Ich würde über Thanksgiving nach Hause nach Texas fahren und keine einzige Sekunde daran denken, dass ich gefeuert war, bis ich am Montagmorgen wieder in der Stadt wäre und die Stellenanzeigen durchforstete. Es hilft zwar nichts, Dinge zu ignorieren, aber man kann ein bisschen Zeit schinden.

Irgendwann im Laufe des Abends in der Stadt zogen wir alle die letzten Gratis-BHs heraus, die der Kunde uns geschickt hatte, und legten sie über der Kleidung an. Sogar die Männer. Nach drei Gläsern Wein und einem Cocktail namens 75E, den der Barkeeper für uns erfunden hatte, fühlte ich mich entspannt wie niemals zuvor – und optimistisch, was meine neu gewonnene »Freiheit« betraf,

als stünde ich kurz vor einem großen Abenteuer. Während ich vor versammelter Mannschaft bezüglich meiner Bettgeschichte mit Kid Dy-no-mite aus dem Nähkästchen plauderte – die Rollschuhderby-Fantasie, die *Cagney- & Lacey*-Fixierung, Elton John auf Endlosschleife –, schoss mir auf einmal durch den Kopf: *Ich sollte öfter was trinken gehen.*

Allerdings gab es um sechs Uhr am nächsten Morgen, als ich mit dem Taxi nach Newark fuhr, die Stirn an die Fensterscheibe gepresst, nichts an dem Abend, was ich nicht bereut hätte.

Für den Heimflug hatte ich mithilfe von Frequent-Flyer-Bonusmeilen ein Upgrade zur ersten Klasse gebucht, und als wir durch den Holland-Tunnel schlingerten, klammerte ich mich an die Vorstellung, wie ich in einem dieser breiten Sitze eindösen würde, ein Glas Perrier auf dem Serviertischchen. Der vergangene Tag wirkte beinahe wie ein schlechter Traum, und ich war bereit, ihn so weit wie möglich hinter mir zu lassen. Mein Zuhause – eigentlich schon immer ein heikler Ort für mich – wirkte wie eine Zufluchtsstätte. Und da ich keine andere hatte, ließ ich mich darauf ein.

Doch am Flughafen hatten sie keinen Nachweis meines Upgrades. Und der Sitz, den man mir zugewiesen hatte, befand sich in der allerletzten Reihe.

Ich sagte: »Aber ich habe einen Buchungscode!«

Die Dame von der Fluglinie klickte auf ihrer Tastatur herum und schüttelte den Kopf. »Nein«, sagte sie. »Da ist nichts.« Und dann, als wäre damit alles gesagt: »Dieser Buchungscode ist ungültig.«

Mir ging es nicht gut. Ich hatte Kopfschmerzen, mir war übel, ich war arbeitslos. Doch ich beschwerte mich nicht. Meine Mitbewohnerin Bekka war Flugbegleiterin. »Weißt du, was wir mit den unverschämten Passagieren machen?«, hatte sie mich einmal gefragt. »Wir leiten ihr Gepäck nach Frankreich um.«

Letzten Endes bedankte ich mich bei der Dame sogar noch für ihre Hilfe und machte mich auf den Weg zum offensichtlich schlechtesten Sitzplatz in dem ganzen Flieger – ein Trennwandsitz, dessen Rückenlehne sich nicht nach hinten verstellen ließ. Außerdem ging ich als allerletzter Passagier an Bord, und als ich mich endlich meinem Sitz näherte, stand ich kurz vor einem Zusammenbruch. Ich wollte mich bloß noch in meine kleine Ecke zwängen und schlafen, doch zuerst musste ich an den Passagieren in meiner Sitzreihe vorbei. Ich stopfte mein Handgepäck gewaltsam oben in die Gepäckablage, während die anderen ihre Sitzgurte öffneten, aufstanden, auf den Gang traten und warteten. Dann, als ich mich an ihnen vorbeisob und beinahe mein Ziel erreicht hatte, sprach mich einer meiner Sitznachbarn an. Wir waren Bauch an Bauch, während ich mich an ihm vorbeizwängte, und er sagte Folgendes: meinen Namen.

»Sarah«, sagte er – und zwar nicht wie eine Frage. Nicht wie: *Bist du es?* Sondern eher wie: *Sarah. Natürlich.* Als ich hochblickte, stand da, wenige Zentimeter vor mir, mein Freund aus der Highschool, Everett Thompson.

Ich hatte ihm das Herz gebrochen. Ich hatte ihm für einen dumpfbackigen Fußballkapitän mit schönen Waden den Laufpass gegeben. Bei meinem letzten Gespräch mit

Everett war er siebzehn gewesen und vom Weinen ganz heiser. Ich konnte es beinahe noch hören. Er hatte sich herübergeschlichen und die Nacht vor meinem Fenster verbracht. Aus heutiger Sicht wirkt das niedlich, aber damals hat es mich dazu veranlasst, ihn am nächsten Tag in der Mädchentoilette als einen »totalen Freak« zu bezeichnen.

Doch er hatte sich wieder gefangen. Er ging nach Stanford und an die New York University School of Law. Er wurde Spitzenanwalt in L. A. Eine Zeit lang machte das Gerücht die Runde, er sei mit Mary-Louise Parker zusammen. Meine Schwester rief mich deswegen an: »Ich wette, du kommst dir ziemlich blöd vor, weil du ihm den Laufpass gegeben hast, was?«

»Yep«, sagte ich.

»Du könntest jetzt Mary-Louise Parker sein«, stichelte sie.

»Funktioniert das denn so?«

Hier im Flugzeug wurde mir klar, wie das Mary-Louise-Parker-Gerücht in Umlauf gekommen war. Auf einmal hatte Everett Starqualitäten. Er sah so anders aus als der Junge, den ich auf der Highschool gekannt hatte, als er ein Meter fünfundsachtzig groß gewesen war und vielleicht vierzig Kilo gewogen hatte. Es hätte mich nicht überraschen sollen, dass er erwachsen geworden war. Das waren wir alle. Aber ich war überrascht. Er war nicht mehr so spindeldürr – und offensichtlich regelmäßiges Mitglied in einem Fitness-Studio. Er sah aus wie ein Mann. Alles an ihm war breiter und stärker. Obwohl er immer noch die leicht schiefe Nase hatte, und ein Ohr,

das ein klein wenig abstand, und die weiße Narbe an seinem Kinn, die er dem Spachtel seines Cousins zu verdanken hatte. Kurz spürte ich das Verlangen, sie zu berühren.

Dann merkte ich, dass ich den Atem anhielt. Er hatte allen Grund, mich zu hassen, und ich fragte mich, ob er es immer noch tat. Bestimmt nicht, oder? Nicht nach all den Jahren.

»Wow«, sagte er und ließ dann den Blick über mein Gesicht schweifen. »Du bist alt geworden.«

Eine Stichelei. Mit einer Stichelei hatte ich nicht gerechnet. In meiner Erinnerung war er immer nur lieb und total verknallt gewesen. Und überhaupt, sollten Menschen, die sich jahrelang nicht gesehen haben, nicht nett zueinander sein? Aus Respekt vor der verstrichenen Zeit, wenn schon vor sonst nichts?

Doch jetzt hatte er damit angefangen. Und ich war zu gelähmt, um zurückzusticheln. Ich hätte alles für eine schlagfertige Erwiderung gegeben, brachte aber nur ein mickriges Seufzen zustande. Außerdem konnte ich an nichts anderes denken als an seinen Mund direkt vor mir, nur Zentimeter von meinem entfernt. Ein Mund, den ich schon geküsst hatte, auch wenn ich ihn im Grunde nicht wiedererkannte. Bei einer polizeilichen Gegenüberstellung hätte ich keine Chance gehabt.

Eine Sekunde lang fragte ich mich, ob er es ernst meinte, oder ob er bloß fies sein wollte. Dann wurde mir klar, dass es keinen Unterschied machte. Anscheinend war das der Stand der Dinge. Er hatte mir nicht verziehen. Wir waren Feinde fürs Leben.

Ich beschloss, den Anstand zu wahren. »Schön, dich wiederzusehen, Everett. Freut mich, dass deine Akne verheilt ist.«

Dann schob ich mich weiter und ließ mich nieder, während Everett neben mir seinen Kopfhörer aufsetzte und einen Laptop herauszog. Ich hatte endlich meinen Sitzplatz erreicht, doch entspannen konnte ich mich trotzdem nicht. Everetts Ellbogen berührte meine Hüfte, und jedes Mal, wenn das Flugzeug schwankte, rieb er gegen mich.

So viel zum Thema Schlafen.

Eigentlich rechnete ich ständig damit, dass wir uns einander zuwenden und darüber lachen würden, wie dumm Highschool-Kids sind, darüber, dass die Jugend im Grunde an die jungen Menschen vergeudet wird. Schließlich war es mehr als zwölf Jahre her, dass wir miteinander gegangen waren. Mittlerweile waren wir dreißig. Bestimmt hatte doch die Zeit die Beleidigungen und Verletzungen gelindert. Von New York nach Texas war es ein langer Flug, und ich hielt es für durchaus möglich, das Kriegsbeil zu begraben. Ich bereitete meine Entschuldigung vor – oder versuchte es wenigstens. So recht wusste ich nicht, wie ich mein damaliges Verhalten erklären sollte. Ich war einfach nur dumm gewesen. Erst siebzehn. Ich fühlte mich geschmeichelt von dem Fußballspieler. Ich wusste nicht, wer ich war, und dachte, die Liebe wäre leicht. Ich war der Meinung, das Leben wäre ganz anders und überhaupt nicht so, wie es sich herausgestellt hatte.

Meine Schwester Mackie holte mich vom Flughafen in Houston ab, und als sie in ihrem Wagen anhielt, nicht einmal einen Meter von mir entfernt, war ich derart beschäftigt, Everett Thompson zu ignorieren, dass ich sie gar nicht sah.

Schließlich hupte sie.

Ich umarmte sie beim Einsteigen. Sie trug die Ohringe, die ich ihr zu Weihnachten geschenkt hatte, und hatte sich den Pony mit einer winzigen Haarspange zur Seite gesteckt. »Du siehst wieder mal umwerfend aus«, sagte ich.

Sie küsste mich auf die Wange. »Nicht so umwerfend wie du, Babe.«

Wir fuhren los, und ich lehnte mich in meinen Sitz zurück. Ich wollte die letzten vierundzwanzig Stunden in allen Einzelheiten mit ihr durchgehen und sie möglicherweise dazu zwingen, mir meinen Job wiederzubeschaffen, doch sie hatte ein eigenes Thema parat. Sobald mein Gurt eingerastet war, sagte sie: »Ich möchte bloß, dass du es weißt: Ich gebe es auf.«

Mir war immer noch von den »leichten Turbulenzen« schlecht, die wir auf dem Landeanflug erlebt hatten. »Was gibst du auf?« Ich kurbelte das Fenster runter.

»Du weißt schon.« Das Stricken? Das Kaufen von Antiquitäten? Knabbereien am späten Abend? Ich konnte immer noch Everett Thompsons Ellbogen spüren, wenn ich daran dachte. Also dachte ich nicht mehr daran.

»Ich gebe es auf, es zu versuchen.«

Jetzt kipierte ich es. Ich drehte mich ihr zu. »Du willst deinen Kinderwunsch aufgeben?«, fragte ich.

Mackie nickte. Sie war tags zuvor beim Arzt gewesen, und dieser hatte genau das Gleiche gesagt wie all die anderen Spezialisten – über ihre Endometriose und ihre Versuche, ein Kind zu bekommen –, wenn auch in poetischeren Worten: Ihre Gebärmutter war zugeschnürt von seilartigen Knoten aus Narbengewebe. Sie konnte sich nicht dehnen, ein Baby hatte keinen Platz darin, und man konnte nichts machen.

Im Grunde war das natürlich nichts Neues. Wir alle hatten es gewusst, seitdem sie angefangen hatte, es zu versuchen. Doch wir hatten geglaubt, Mackie könnte es mithilfe von Optimismus und Eifer doch schaffen. Die ganzen anderen Wunder, die nötig waren, um ein Baby zu bekommen, funktionierten – Mackie wurde ohne Weiteres schwanger. Es schien ihr nur nicht zu gelingen, schwanger zu bleiben. Wir waren wohl davon ausgegangen, wenn sie nur lange genug dabeibleibe, würde uns schon etwas einfallen. Doch von heute Abend an würde sie nicht mehr dabeibleiben. Sie versuchte nun schon seit sechs Jahren, ein Baby zu bekommen, und heute, im Wagen auf der mautpflichtigen Autobahn, gab sie es auf, als wäre irgendetwas jemals im Leben so einfach.

»Was wirst du tun?«

»Du meinst stattdessen? Anstatt Mutter zu werden?«

»Genau.«

»Darüber habe ich schon nachgedacht«, sagte sie. »Ich werde mich wieder an der Uni einschreiben. Ich brauche einen interessanteren Beruf.«

Ich konnte nachvollziehen, weshalb es sie im Moment reizte, die Sache ganz sein zu lassen. Vielleicht würde sie

eines Tages, mit einem gewissen Abstand, eine Adoption in Erwägung ziehen. Aber manchmal will man eben einfach genau das, was man will.

Sie fuhr fort: »Ich werde anfangen, dekorative Porzellanteller zu sammeln. Ich habe mich entschlossen, Quilten und Schachspielen zu lernen. Ich lege mir eine bessere Frisur zu und suche mir einen Personal Trainer. Außerdem melde ich mich als Freiwillige im Frauenhaus und klebe den Salzstreuer in Karottenform wieder zusammen. Und ich lese endlich dieses Buch über den Hahn, das alle gelesen haben.«

»Nymphensittich.«

»Wie auch immer.«

»Das klingt alles prima!« Ich hörte selbst, dass mein Enthusiasmus aufgesetzt klang.

»Ich könnte auch Modern Dance belegen«, fügte sie hinzu. »Vielleicht. Wenn ich keinen Turnanzug tragen muss.«

»Du bist erwachsen«, sagte ich. »Keiner kann dich zwingen, einen Turnanzug zu tragen.«

Mittlerweile befanden wir uns auf dem Highway, mit hochgekurbelten Fenstern, und düsten auf das Herz von Houston zu, zurück in die Gegend, in der wir zusammen aufgewachsen waren. Bloß ein paar Blocks weiter wohnen jetzt Mackie und ihr Ehemann Clive in einem Haus, das sie selbst gebaut hatten.

Mackie hieß eigentlich Mary Katherine, ein Name, der überhaupt nicht zu ihr passte, und ich hieß Sarah Jane. Im Alter von zwei Jahren hatte ich mir »Mackie« ausgedacht, wofür sie sich immer noch manchmal bei mir bedankte.

Sie war nur ein Jahr älter. Wir sahen einander sehr ähnlich – à la Olsen-Zwillinge, auf eine Man-weiß-dass-sie-nicht-eineiig-sind-aber-man-kann-sie-nicht-auseinanderhalten-Art. Wir waren gleich groß, wogen gleich viel, hatten die gleichen Sommersprossen und roten Haare. Die gleiche BH-Größe. Wir hatten sogar die gleichen Locken – bloß dass Mackie jeden Morgen aufstand und ihre mit einem Glätteisen bändigte.

Hätten wir auch noch die gleichen Haare, würden die Leute uns für Zwillinge halten. Ehrlich gesagt war Mackies Nase ein bisschen gerader und ihre Eckzähne länger; ich dagegen hatte einen längeren Hals und ein spitzeres Kinn. Meine Augen waren haselnussbraun, ihre waren stahlblau. Außerdem hatte sie diese Zehen, bei denen der zweite länger war als der große Zeh – viel länger, im Grunde irre viel länger. Eigentlich waren alle ihre Zehen lang, und in unserer Kindheit ließ ich es mir nicht nehmen, sie ihre »Würmer« zu nennen.

Mackie glättete sich, seit ich denken kann, ihre Haare – mal mit mehr, mal mit weniger Erfolg –, und ich glaube, einzig und allein aus dem Grund verwechselten uns die Leute nie. Ich war die Harper-Schwester mit den Wuschelhaaren – auch wenn man genau genommen sie als die Harper-Schwester mit den *braven* Haaren bezeichnen müsste, denn sämtliche Frauen in unserer Familie hatten Korkenzieherlocken, außer meiner Mutter, deren seidige Glätte immer Mackies Goldstandard gewesen war. Mackie bewahrte sogar eine lange Strähne von ihrem Haar in einer Andenkenschachtel auf.

Meine Schwester und ich standen uns nahe, auch wenn

wir nicht unbedingt beste Freundinnen waren – denn eine beste Freundin sucht man sich aus. Eine beste Freundin ist normalerweise etwas Vorläufiges, bis sie wegzieht, befördert wird und zu viel arbeitet oder man sich einfach auseinanderlebt. Bei Freundinnen muss man die Nummer griffbereit haben, man arbeitet im selben Büro oder lebt in derselben Stadt. Bei Schwestern ist das alles egal. Und letztlich war das mein Glück.

Damit möchte ich nicht sagen, dass meine Schwester mich nicht in den Wahnsinn trieb. Absolut! Obwohl wir sämtliche Texte von jedem einzelnen Lied aus *The Music Man* auswendig kannten, eine seltsame Vorliebe für Heißluftballons hatten und für dieselben Schauspieler schwärmten, waren wir einander weniger ähnlich, als der äußere Schein vermuten ließ. Ich kam immer zu spät, sie war stets pünktlich. Sie war eine Ordentlichkeitsfanatikerin, ich total schlampig. Sie mochte Koriander, ich fand ihn schrecklich. Und selbstverständlich geschah es bei jeder unserer Auseinandersetzungen, dass wir binnen zehn Sekunden vom Streiten zum Schreien übergingen – die Schnellkasse nach einem Leben voller Streitereien und Aussöhnungen.

Doch ich spürte eine Verbindung mit ihr wie mit sonst niemandem auf der Welt. Vielleicht ist das bei allen Schwestern so, das weiß ich nicht. Wenn ihr etwas Gutes widerfuhr, fühlte es sich ein bisschen so an, als würde es auch mir widerfahren – und ebenso bei schlechten Dingen. Und genau deshalb wollte ich nicht, dass sie so tat, als ginge es ihr gut damit, ihren Kinderwunsch aufzugeben. Ich wusste, dass es ihr nicht gut damit ging,

weil es mir ganz bestimmt nicht gut damit ging, und ich wollte wenigstens, dass es uns gemeinsam nicht gut damit ging.

Tja, im Wagen fing ich also versehentlich an, mit Mackie zu streiten. Das hätte ich niemals zulassen dürfen. Wäre ich nicht verkatert gewesen, arbeitslos, reisekrank und kürzlich um Jahre gealtert, hätte ich es nicht getan. Doch das war so ein Augenblick, in dem ich mich über sie ärgerte, als hätte sie eine Riesenentscheidung getroffen, die auch Auswirkungen auf mein Leben hatte, ohne mit mir darüber zu reden. Was sie irgendwie auch getan hatte. Ein ganz kleines bisschen.

In diesem Augenblick, den ich am liebsten zurücknehmen würde, sagte ich nach einer Pause: »Ich glaub einfach nicht, dass du aufgibst.«

Sie seufzte. »Tja«, sagte sie, »kannst es ruhig glauben.«

»Du hast schon in der sechsten Klasse die Namen deiner Kinder ausgesucht«, sagte ich.

»Das machen alle Mädchen.«

»Ich hab es nie gemacht.«

»Nein«, sagte sie, »bei dir waren es die Namen für deine Haustiere.«

Richtig. Das hatte ich ganz vergessen. Schon komisch, dass ich jetzt gar kein Haustier besaß.

»Sieh mal«, sagte sie. »Es wird nicht passieren. Es ist an der Zeit, das zu akzeptieren.«

Ich weiß nicht, was ich zu erreichen glaubte. Es konnte nicht gut ausgehen. Doch ich wollte einfach, dass sie bekam, was sie sich wünschte. Ich hatte das Gefühl, als könnte

ich nicht glücklich sein, wenn sie nicht glücklich war. Und ich wollte verdammt noch mal glücklich sein!

»Es muss eine Möglichkeit geben«, sagte ich.

»Tja«, sagte sie, »wenn du sie finden solltest, dann gib mir verflucht noch mal Bescheid.«

Ihre Stimme zitterte, als würde sie gleich anfangen zu weinen. Und meine Schwester weinte nie. Sie weinte nicht bei *Zeit der Zärtlichkeit*. Sie weinte nicht, als ihr Tanzpartner beim Abschlussball ihr Kleid und Ansteckbukett beim Abendessen über und über mit Ketchup bekleckerte. Und sie weinte nicht an dem Sommerabend vor langer Zeit, an dem unsere Mutter starb. Jedenfalls nicht gleich. Ich dagegen hatte schrecklich nah am Wasser gebaut. Einmal weinte ich bei einer Tamponwerbung. Doch Mackie war die Art Mädchen, die wieder aufstand, sich den Dreck von den Kleidern klopfte und sich zusammenriss; als ich hörte, wie ihr die Stimme versagte, machte ich rasch einen Rückzieher.

»Ich hab's nicht so gemeint!«, rief ich. Es gab reichlich schreckliche Dinge, die einem widerfahren, wenn man Kinder großzog. Vielleicht mussten wir uns darauf konzentrieren. »Weißt du, was Kinder machen?«, fragte ich. »Sie ruinieren einem das Leben. Meine Freunde mit Kindern sind bloß leere Hülsen der Menschen, die sie früher einmal gewesen sind.«

»Stimmt.« Sie nickte.

»Vielleicht haben wir die Sache mit dem Kinderkriegen ein bisschen romantisch verklärt«, sagte ich. »Vielleicht haben wir uns getäuscht, und du bist gerade noch einmal mit einem blauen Auge davongekommen.«

»Ja, vielleicht«, sagte sie, und wir schwiegen, während wir uns mit dem Gedanken auseinandersetzen.

Nach einer Weile wechselte ich das Thema. »Heute im Flugzeug habe ich neben Everett Thompson gegessen.«

Ich rechnete mit einem »Everett Wer?« oder damit, dass sie sich kaum an ihn erinnern würde – dass ich ihr ins Gedächtnis rufen müsste, wer er war, und die ganze lange Geschichte zwischen uns, obwohl ich am liebsten verdrängt hätte, wie ich ihn damals behandelt hatte. Später würden wir es besprechen. Das mussten wir. Das ist eine der Sachen, die Frauen einfach machen – die Vergangenheit wieder und wieder umkreisen: analysieren, verarbeiten, einen Sinn suchen. Auch wenn ich mir nicht sicher war, dass es allzu viel Sinn darin zu suchen gab, was ich Everett angeht hatte: Wie ich zugesagt hatte, mit ihm zum Valentinstanz der Unterstufe zu gehen, aber wie ich dann später, als der Stürmer der Fußballmannschaft mich ebenfalls gefragt hatte, auch ihm zugesagt hatte. Und dann hatte ich Everett irgendwie nie Bescheid gegeben. Ich ließ ihn einfach in einem geliehenen Smoking mit einer Handvoll Rosen bei mir zu Hause aufkreuzen, wo er dann herausfand, dass ich bereits weg war.

An dem Abend hatte ich schließlich mit dem Fußballer darüber gestritten, ob er mir die Hand in den Ausschnitt stecken durfte oder nicht (er gewann) – und Everett bekam von meinem Vater eine Lektion über den Krieg von 1812 erteilt, während sie eine aufstumm geschaltete Tierdokumentation ansahen und Gebäck aßen. Als mein Dad zum Schlafen nach oben ging, wünschte Everett ihm eine gute Nacht und wartete dann auf der kleinen Veranda vor

dem Haus auf meine Rückkehr. Ich kam um halb eins nach Hause – eine halbe Stunde nach Zapfenstreich –, traf auf den wartenden Everett und machte auf der Stelle Schluss mit ihm. Ich bin mir ziemlich sicher, dass ich etwas lächerlich Highschoolmäßiges sagte wie: »Bleib cool.« Ich weiß, dass ich danach nicht mehr in der Schule mit ihm redete, seine Anrufe entgegennahm, seine Briefe las oder ans Fenster kam, wenn er Kiefernzapfen dagegenwarf.

Im Wagen mit Mackie rechnete ich damit, die ganze Geschichte noch einmal durchgehen zu müssen. Doch das war nicht die Reaktion, die ich bekam. Ich hörte stattdessen: »O Gott! Das hab ich ganz vergessen, dir zu erzählen!«

»Vergessen, mir was zu erzählen?«

»Clive hat ihn kürzlich eingestellt.«

Das ging mir zu schnell. »Clive hat kürzlich meinen Freund aus der Highschool eingestellt? Er wird für ihn arbeiten?«

Mackie nickte. »Ja! Auf Honorarvorschuss! Als juristischer Berater!«

»Und du hast vergessen, mir das zu erzählen?«

»Nun ja«, sagte sie. »Ich wollte es dir gleich am Flughafen sagen.« Bei dem Gedanken an die große Entscheidung, die sie soeben getroffen hatte, holte sie tief und entschlossen Luft. »Aber dann hab ich's vergessen.«

»Sicher.« Natürlich. Dann sagte ich: »Ich dachte, er wäre in L. A.«

»War er auch«, sagte Mackie. »Letztes Jahr ist er nach New York gezogen. Irgendeine große Beförderung.«

Das ergab keinen Sinn. »Wieso zieht er dann zurück nach Texas?«

»Das weiß keiner. Es ist ein großes Geheimnis. Aber wir haben ihn uns gekrallt.« Dann kniff Mackie die Augen zusammen und versuchte, sich an damals zu erinnern. »Was hast du ihm gleich noch mal angetan?«

»Ich will nicht darüber reden.«

»Hasst er dich immer noch?«

»Ja«, sagte ich. »Er hasst mich definitiv noch.«

»Wie blöd«, sagte sie. »Denn er kommt auf die Thanksgiving-Party.«

Deshalb war ich einen Tag früher nach Hause gekommen. Wegen der Thanksgiving-Party. Clives Firma veranstaltete jeden Monat ein Fest, und ich hatte noch nie an einem teilgenommen. Es ging um den firmeninternen Gemeinschaftssinn – Teil der Management-Strategie, die Clive zum Senkrechtstarter in der Welt des Vertriebs von Online-, Öko- und Bio-Holzspielzeug gemacht hatte. Die Management-Strategie, die *Clacker Toys* auf die Titelseite von *Business Week* gebracht hatte.

»Es wird keine langweilige Bürofeier«, beteuerte Mackie, als sie anrief. »Es wird eine richtige *Party*.«

»Man feiert keine Thanksgiving-Partys«, hatte ich gesagt. »Das ist nicht die Art von Feiertag.«

»Tja, aber das sollte es sein«, hatte Mackie gesagt, um dann hinzuzufügen: »Clive verkleidet sich als Truthahn.«

»Du machst Witze, oder?«

Doch sie erwiderte nur: »Bei Clive weiß man nie.«

Die Firmenfeiern fanden immer bei Clive und Mackie zu Hause statt, weil sich die Leute dort gut verteilten.

Und es war ein wunderschönes Haus. Ich hatte vieles zu dem fertigen Produkt beigetragen, unter anderem den Vorschlag eines Fliesenspiegels aus Beton in der Küche und der Frühstücksecke, und ich könnte noch stundenlang von dem Design schwärmen – elegant und modern, aber gleichzeitig warm. Es gab viele Fenster und reichlich Licht, roh bearbeitete Holzböden, einen Kamin aus Lehmziegeln. Bei den Firmenfesten, erzählte mir Mackie, ließ sie Teelichter in Glasschalen im Swimmingpool treiben, die aneinanderklirrten und alles zum Leuchten brachten.

»Everett Thompson kommt auf eure Thanksgiving-Party?«, fragte ich.

»Ich habe ihn nicht eingeladen«, sagte Mackie. »Das war Clive. Und bis heute Morgen wusste ich nicht einmal, wen Clive da überhaupt eingestellt hat. Und Clive wusste bis dahin nicht, wer Everett war. Ich glaube nicht, dass Everett weiß, dass Clive dein Schwager ist.«

Deshalb hatte also Everett in meinem Flugzeug auf einem schlechten Sitzplatz gegessen. Wir flogen beide frühzeitig zu Thanksgiving nach Hause, um auf dieselbe Party zu gehen. Eine Party, die ich mir nun schenken würde.

»Du musst kommen!«, sagte Mackie. »Du hast es versprochen.«

»Das war, bevor Everett mich im Flugzeug als alt bezeichnet hat.«

»Er hat dich als alt bezeichnet?«

»Hat er.«

»Hat er dich auf charmante Weise als alt bezeichnet?«

»Wie soll denn das gehen?«



Katherine Center

## **Eine Schwester zum Glück**

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 384 Seiten, 11,8 x 18,7 cm  
ISBN: 978-3-453-35745-7

Diana

Erscheinungstermin: Mai 2013

Zwei Schwestern, eine verrückte Idee und das ganz große Glück

Eine reißerische BH-Kampagne ist der Höhepunkt von Sarahs Karriere. Bis sie von Gewissensbissen geplagt eines Tages alles vermasselt. Joblos und einsam kehrt sie nach Hause zurück, wo ihre Schwester Mackie immer für sie da ist. Doch diesmal hat Mackie eigene Sorgen. Sarah ersinnt einen verrückten Plan, wie sie der Schwester helfen kann – mit ungeahnten Folgen ...